

Morgen wache ich auf und dann beginnt das Leben

Wenn du das hier liest, Papa – und hier stocke ich schon. Soll ich dich so nennen? Ich weiß, dass Aylin dich so nennt, wenn sie von dir erzählt – wirklich nur ganz selten, bilde dir jetzt nichts ein. Aber anders als mich habt ihr Aylin auch noch lachend zwischen euch fliegen lassen, eine Hand du, eine Hand Mama und dann hoch. Sowas erzählt sie mir manchmal, wenn sie und ich einen guten Moment haben. Und wie diese Erinnerung hat Aylin auch das Wort „Papa“ noch aus dieser Zeit. Sie hat es gelernt, als wäre es ein ganz gewöhnliches Wort. Bei mir ist es anders. Ich hab's oft ausprobiert: Papa? Vater? Baba? Das Wort auszusprechen, ist gar nicht so schwer, nur danach geht es nicht mehr weiter. Merkwürdiger noch als „Papa“ zu sagen, ist: Es mich sagen hören. Es klingt wie ein Fremdwort, das ich irgendwo aufgeschnappt oder nachgelesen habe. Wenn ich es benutze, klingt es gespielt. Wie sagt man „Papa“, ohne dass ein Fragezeichen zu hören ist? Bis ich eine Antwort habe, bleibe ich bei Murat. Also: Wenn du das hier liest, Murat, werde ich schon tot sein.

Bei meinem ersten Praktikum am Theater hat die Regisseurin den Schauspielerinnen, die im Kreis auf dem Boden saßen, eine Schreibübung aufgegeben:

„Nehmt euch einen Satz, von dem ihr todsicher sagen könnt, dass er zu euch gehört, dass er euch im Innersten ausmacht und dann fragt euch: Wer wärt ihr, ohne diesen Satz?“ Die Regisseurin stolzierte über den Tanzboden. „Zum Beispiel der Satz: ‚Ich habe Angst in stillen Räumen.‘ Oder: ‚Ich tue alles für meine Kinder.‘ Wie würde euer Tag, euer Leben aussehen, wenn diese heimliche Angst, die hinter jeder Begegnung droht, plötzlich weg wäre? Oder wenn das, woran ihr immer geglaubt habt, auf einmal verschwindet, oder wenn der Grund, aus dem ihr morgens das Haus verlässt, plötzlich nicht mehr da ist? Und jetzt fangt an zu schreiben.“ Damals saß ich in der Ecke der Probebühne, sortierte lautlos einen Haufen Kopien und fragte mich, welcher Satz bei mir wegfallen würde. Inzwischen weiß ich es. Er lautet: „Morgen wache ich auf und dann beginnt das Leben.“

Ich hab mir oft vorgestellt, wie es sein würde, wenn du mal gestorben bist. Versteh mich nicht falsch, ich hab dir nicht den Tod gewünscht. Ich glaube nicht, dass du ein schlechter Mensch bist. Im Gegenteil. Wahrscheinlich bist du nach dem Gefängnis der sanfteste, liebevollste Vater der Welt geworden. Wahrscheinlich kommst du spät abends von der Arbeit nach Hause,

und deine zweite Frau liegt schon im Schlafzimmer auf ihrer Seite des Bettes. Sie trägt bestimmt einen rosa Satin-Schlafanzug, einen, wie du ihn Mama mal zum Geburtstag geschenkt hast, obwohl überhaupt kein Geld dafür da war. (Auch diese Geschichte kenne ich von Aylin.) Womöglich liest deine zweite Frau eine Zeitschrift mit Bildern teurer Möbel, Gurkenmaske im Gesicht, die Haare ins Handtuch gewickelt. Sie hört, wie sich dein Schlüssel im Schloss dreht. Darauf hat sie den ganzen Abend gewartet. Ein kurzer Blick auf die Uhr: „Später als sonst“, denkt sie und erinnert sich daran, wie hart du jeden Tag arbeitest. Sie weiß nichts von deinem Leben vor dem Gefängnis, dem Leben in Deutschland, sie weiß nicht, dass du so viel arbeitest, weil du dein zweites Leben nicht so vermessen willst wie dein erstes. Du kommst also nach Hause, stressiger Tag, im Kopf klingelt noch das Bürotelefon, du schließt die Tür hinter dir, sachte, niemand soll dich hören, du hängst den Mantel vorsichtig über die anderen Jacken und stellst die Schuhe neben diese bescheuerten Dinosaurier-Gummistiefel, die alle Rich Kids haben. Du betrittst diese neue Wohnung so leise, wie du unsere damals verlassen hast, als du dich nachts aus dem Bett deiner schwangeren Frau geschlichen hast. Du hast damals keine Tasche gepackt und keinen Zettel hinterlassen, und doch wusste Mama sofort was los war, als sie aufwachte und der Rahmen mit Aylins Bild auf dem Nachttisch leer war.

Jetzt: Ein Zettel deiner Frau auf dem Wohnzimmertisch. „In der Mikrowelle sind Manti, Joghurt im Kühlschrank.“ Sei ehrlich, Murat, sie kann nicht kochen, oder? Natürlich nicht, eine Frau, die in der Küche ihre Erfüllung findet, würdest du nicht lieben. Sie würde dich zu sehr an deine Mutter erinnern, du dich zu sehr wie dein Vater fühlen, der General, der auch dich zum General machen wollte. Und weil deine Frau nicht kochen kann, hast du dir auf dem Rückweg gerade noch schnell ein Şiş Kebap bei deinem alten Revoluzzer-Kumpel Serkan Amca reingezogen. Er ist auch wieder zurück, oder?

Du gehst also vorbei an den Manti in der Mikrowelle, du siehst, im Schlafzimmer brennt noch Licht, du lockerst deine Krawatte, ein Kuss auf die grün-vercremte Stirn deiner Frau, vielleicht ein schneller Dialog: „Weck ihn nicht.“ – „Keine Sorge“. Dann zurück in den Flur, der Holzboden knarrt unter deinen Füßen. (Schwarze Socken. Nach dem Knast hast du dir erstmal eine ganze Schublade davon zugelegt. So geht ein geordnetes Leben los.) Du öffnest die Tür am Ende des Flurs einen Spalt. Ein Lichtbalken fällt auf einen schwarzen wuscheligen Kopf am Ende des Bettes, darüber das Fenster. Du setzt einen Fuß auf den Teppich, einer von diesen mit Straßen und Parks und so. Pass auf, dass du im Dunkeln nicht auf einem Auto ausrutschst

und dir das Genick brichst, Murat. Du setzt dich an die Bettkante deines jüngsten Sohnes, legst eine Hand auf die Decke über seiner Schulter und die andere streichelt seine Finger. Du bildest dir ein, er würde im Schlaf spüren: Du bist da. Selbst wenn heute Nacht wieder ein Militärputsch stattfindet, selbst wenn sie morgen kommen, um dich abzuholen, selbst wenn in diesem Moment ein Freund des Soldaten, den du getötet hast, durch das Fenster des Kinderzimmers einbricht, um seinen Kameraden zu rächen. Du bist da. Und während du das denkst, hörst du ihn leise atmen, draußen die Minarette hinter den im Wind raschelnden Baumkronen, Mond, Sterne, alles da.

So steht das Bild in meiner Vorstellung einen Moment lang still, als wäre es die letzte Seite eines Kinderbuchs. Aber weißt du, was dann passiert, Murat? Du schaust zurück vom Nachthimmel zu den geschlossenen Mandelaugen deines Sohnes, seinem schmalen Mund, der Kindernase, und ganz kurz, nur eine Millisekunde, denkst du an uns.

Plötzlich stehen da zwei Silhouetten im Raum, zwei Schattenkinder, die dich anschauen – stumm, barfuß, Aylin neben mir hat einen Arm um mich gelegt. Du erkennst unsere Gesichter nicht, weil du nicht weißt, wie wir in dem Alter ausgehen haben. Aber du weißt, dass wir dich schon die ganze Zeit beobachten. Du stehst auf, gehst an uns vorbei, legst dich neben deine zweite Frau. „Schatz, alles gut?“ – „Ja, bin nur müde.“ Du schaltest das Licht aus, und wenn dein Sohn morgen Früh aufwacht, wird ihm auffallen, dass ich nachts alle Autos auf dem Teppich umgeparkt habe.

Murat, ich würde das hier gar nicht schreiben, wenn ich glaubte, du wärst einer der Arschloch-Väter, die meine Brudis täglich verprügeln. Ich muss gestehen, auch das stelle ich mir manchmal vor: Wie du die Tür hinter dir zuknallst, deine verlebte Frau im Streit mit ihren Kindern findest, wie du allen erstmal einen Bitch Slap verpasst, damit kurz Stille einkehrt. So habe ich es deinen Genossen Serkan Amca bei sich Zuhause oft tun sehen. Du setzt dich genervt auf die Couch oder brichst über einem Tisch voller Rechnungen zusammen, und während der Rest der Familie stumm ist vor Angst oder sich anschreit oder weint, fragst du dich, wie zum Teufel du ein zweites Mal in dieser Situation gelandet bist. Und dann hebst du den Kopf, und wieder bin ich da. Ich sitze auf der Couch und zappe durch alle Fernsehkanäle, während du durchdrehst.

Und es gibt noch ein drittes Szenario, das ich mir manchmal vorstelle: Du bist tot. Keine Ahnung, warum, vielleicht weil ein Islamist durch das Fenster in deine Welt stieg und dich aus Rache abknallte, vielleicht weil deine frustrierte zweite Frau rauchend zusah, wie du beim Frühstück langsam an einer Olive erstickt bist, vielleicht auch, weil du in deinen letzten Tagen einfach sabbernd und dement abgetreten bist. (Wie alt bist du jetzt eigentlich?) Jedenfalls bist du gestorben, und ich komme auf deine Beerdigung, die in einem feierlich geschmückten Festsaal stattfindet. Ich kreuze in einem – sagen wir – weißen Leinenanzug auf, ich stehe vor deinem Sarg, einen Blumenstrauß in der Hand und stelle erleichtert fest, dass du keine Glatze hast, die du mir vererben könntest. Die anderen im Saal fangen an zu tuscheln: „Wer zum Teufel ist der Junge?“ Nur dem einen oder anderen Kameraden von früher – Serkan Amca ist auch hier wieder dabei – wird klar: „Scheiße, das ist *der* Junge!“ Ich würde an das Rednerpult schreiten und zu deinem bleichen Gesicht sprechen. Worüber? Wer weiß das schon, Murat? Ich würde mit Sicherheit nicht fragen, warum du uns verlassen hast, nichts interessiert mich weniger als eine Papa-wo-warst-du-Nummer anzufangen. Aber was die Gründe dafür waren, dass du es in Deutschland nicht mehr ausgehalten hast. Das würde ich wissen wollen. Warum du freiwillig in die Türkei zurückgegangen bist, obwohl du wusstest, dass sie dich am Flughafen mit Handschellen begrüßen und du sofort für achtzehn Jahre eingesperrt wirst. Ich würde dich fragen, ob du wirklich mehrere Menschen umgebracht hast. Ob du dich an ihre Gesichter, ihre Namen, ihre Angst erinnerst. Wie du es fertig gebracht hast, deine Pistole auf die Stirn eines Mannes zu richten, der auf der Straße vor dir knien musste, seine rote Militärmütze in den zitternden Händen, der dich weinend um seiner gerade geborenen Tochter willen anflehte, nicht abzudrücken, und wie du es trotzdem tatest und den Körper vor dir liegen gelassen hast, bevor du zu den anderen Terroristen-Vätern ins Auto gesprungen bist und ihr abgehauen seid. Ich frag mich, wie deine Stimme klang, als du „Knie dich hin“ zu ihm sagtest. Und ob du kurz gezweifelt hast. Ich würde dich fragen, ob dich die Seelen der von dir Getöteten heimsuchen oder ihr euch gerade umarmt, jetzt, wo du auch tot bist? Ich würde wissen wollen, ob ich der Sohn eines überzeugten Attentäters war, eines Revolutionärs, Freiheitskämpfers, Putschisten, Terroristen. (Wie habt ihr euch bezeichnet?) Oder ob du mehr so da reingerutscht bist und irgendwann nicht mehr aussteigen konntest. Ob du zwar ein linkes, aber trotzdem nationalistisches Arschloch warst, das auf dem Nachttisch nicht nur das Bild seiner Tochter, sondern auch das von Mustafa Kemal stehen hatte. Ach, keine Ahnung, Murat, vielleicht würden wir auch über Fußball quatschen oder Frauen oder wie du meine Mutter aufgerissen

hast, als sie deine Anklageschrift für deinen Asylprozess ins Deutsche übersetzte. Entscheidend an dem ganzen Setting wäre: Weil du tot bist, hast du keine andere Wahl als zu schweigen. Und das heißt auch: Du könntest dich nicht mehr bewusst dafür entscheiden, mir nichts zu sagen.

Die Chance, dass ich das Telefon in die Hand nehme und dich einfach mal anrufe, was zugleich das Einfachste und Unmöglichste der Welt ist, die Chance, dass du wieder auflegst, sobald du weißt, wessen Stimme du da am anderen Ende der Leitung hörst, diese Möglichkeit gibt es nicht mehr, wenn du tot bist. Und selbst wenn du nicht auflegst, Murat, und wir uns wirklich verabreden würden – sagen wir in einem Kahvehane, sozusagen auf neutralem Boden – könnte es immer noch sein, dass du dich in den Stuhl vor mir setzt, zwischen uns zwei Tassen Cay, dass du all meine Fragen beantwortest, mal herumdrucksend, mal nach Worten suchend, aber du würdest antworten, weil du wüsstest, ich hab nach fünfundzwanzig Jahren ein Recht darauf. Nur wenn ich durch bin mit meinen Fragen, könnte es immer noch sein, dass du mich im Gegenzug nichts zurückfragst. Gar nichts. Du wartest im schlimmsten Fall einfach, bis der Cay zwischen uns kalt geworden ist, und dann verabschiedest du dich und gehst. Verstehst du, was ich meine? Scheiß auf deine ehrlichen oder gelogenen Antworten. Viel schlimmer wäre es, dass du im Gegenzug nichts von mir wissen wolltest. Aber Tote sind stumm und können dich nicht anschweigen. Du könntest mich nicht ignorieren. Ich würde von selbst erzählen müssen, weil es keinen Sinn mehr macht, darauf zu warten, von dir darum gebeten zu werden.

Aber jetzt ist es andersherum. Nicht du stirbst, Murat, sondern ich. Ich liege in einem Bett in der Intensivstation. Organversagen. Meine Leber hat beschlossen, nicht mehr mitzumachen. Das ist keine Metapher in einem Bildungsroman für Kanaken oder so. Es ist viel simpler: Aus meinem Hals ragen Kabel, die von meinem Herzen in eine surrende Maschine führen, weshalb ich den Kopf kaum drehen kann, ohne einen stechenden Schmerz bis in die Wirbelsäule zu spüren. Nur wenn ich ins Bad muss, darf ich vorsichtig die Klemmen lösen. Mein rechter Arm ist übersät mit blauen Punkten, Einstichen, so vielen, wie Mama Leberflecke auf dem Rücken hat. Es sind die Stempel der täglichen Blutabnahmen, jeder Punkt bedeutet neue Blutwerte und damit die Nachricht, ob ich noch ein paar Tage zu leben habe. Die Werte liegen ausgedruckt neben mir auf der Fensterbank, der Stapel wird von Woche zu Woche größer. Ich

übertrage sie jeden Abend akribisch in Tabellen auf meinem Laptop: GGT, GOT, GPT ... Die Abkürzungen hier im Krankenhaus sind komplizierter als alles, was ich im Ausländeramt kennengelernt habe. Ich versuche, mein Sterben zu dokumentieren, und wenn ich mir abends die bunten Graphen anschau, weil ich vor Angst nicht schlafen kann, bilde ich mir ein, zu verstehen, worauf es hinausläuft. Auf dem Tischchen neben meinem Bett liegt ein Notizblock, alle Seiten voll mit demselben Satz: „Mein Name ist Arda Yilmaz, und es geht mir gut.“ Die Ärzte sagen, ich soll jeden Tag denselben Satz schreiben. Angeblich lässt sich anhand meiner Handschrift ablesen, wie weit sich die Giftstoffe, die meine Leber normalerweise filtern würde, in meinem Gehirn abgelagert haben und ob die Schäden schon irreparabel sind. Ich selbst kann an den blauen Schriftzeichen überhaupt keine Veränderung erkennen, außer, dass ich mich von Satz zu Satz, von Tag zu Tag weniger anstrenge und die Hoffnung aus den Sätzen verschwindet.

Morgens bricht zur Visite manchmal eine ganze Brigade von Schwänzen in Kitteln herein: Oberärzte, Stationsärzte, Chefärzte, Assistenzärzte, Studies im Praktischen Jahr. Die ranghöchsten Schwänze weisen mit einer Geste auf mich, als würden sie mit der Hand ein paar Nüsse abwägen, während die weniger wichtigen Schwänze nicken und sich Notizen machen. Sie erklären mir nichts. Sie sprechen nicht mal mit mir. Auch das erinnert mich ans Ausländeramt, wo der dickbäuchige Beamte nie mit mir oder Aylin sprach, sondern immer in der dritten Person über uns. Er sagte, in Deutschland brauche jeder dieses oder jenes Dokument, und wir durften uns dann selbst darunter subsumieren, wie man so schön sagt. Ähnlich monologisch wird einem auch hier der weitere Verlauf der eigenen Existenz mitgeteilt. Zwischendurch prüfen sie mich höchstens, ob ich noch sagen kann, wie ich heiße, in welchem Jahr wir leben, wann mein Geburtstag ist. Ein paar Mal hab ich so getan, als wüsste ich es nicht, um ihre Reaktion zu beobachten. Es gab keine. Einmal zogen die Kittel anerkennend die Augenbrauen hoch, als ich ihnen erst mein Geburtsdatum nannte und dann dazu erklärte, dass alle Daten, die in meinem Pass stehen, überhaupt keine Bedeutung haben. Warum das so ist, interessierte sie nicht. Aber die Tatsache, dass mein Gehirn noch immer in der Lage ist, es zu erzählen, schon. Trotzdem würde ich jedem von ihnen ein Küsschen verpassen, sollte es einer hinkriegen, dass ich das Krankenhaus nicht mit den Füßen zuerst verlassen muss.

Das Absurdeste an dieser Situation, Murat, spielt sich aber am Fußende meines Bettes ab. Dort sitzen Aylin und Mama nebeneinander. Nach zehn Jahren, in denen sie kein Wort miteinander gewechselt haben, sitzen sie da, ohne dass eine von ihnen nach einer

herumliegenden Spritze greift, um sie der anderen in den Hals zu jagen. Sie waren heute den ganzen Tag hier und werden es morgen sein und übermorgen und keiner weiß, wie viele Tage noch. Das Einzige, was sie wissen, ist, dass sie bald nur noch sich als Familie haben, es sei denn, jemand mit einer passenden Leber und meiner Blutgruppe und einem Organspende-Ausweis hat ziemlich bald ganz in der Nähe einen tödlichen Autounfall, bei dem seine inneren Organe zufälligerweise unversehrt bleiben. Mit anderen Worten: Unsere Zeit rennt, Murat, mit jeder Zeile.

Hast du dir auch schon mal vorgestellt, dass ich tot bin? Du weißt natürlich nicht, dass ich jetzt gerade hier liege. Nur für den Fall also, dass du nächstes Jahr wider Erwarten auf die Idee kommen solltest, den Hörer in die Hand zu nehmen oder vor meiner Tür aufzutauchen, nur um dann festzustellen, dass du leider zu spät bist, werde ich es dir hier aufschreiben. Du sollst wissen, wer ich gewesen bin. Damit du niemals die Chance haben wirst, von der ich so oft heimlich träumte: Von einem Toten angeschwiegen zu werden. Ich möchte dir für immer die Möglichkeit nehmen, nicht zu wissen, wer ich war. Du sollst erfahren, wie es deiner Familie in Deutschland ging, wie der letzte Sommer meiner Jugend war, bevor fast alle meine Freunde abgeschoben wurden oder in der Entzugsklinik landeten oder wie du ins Gefängnis mussten, nicht weil sie einen Putsch angezettelt hatten, sondern weil sie überleben wollten. Du sollst wissen, wie stark es regnete an dem Tag, als Aylin von Zuhause wegrannte, wie sie „Tut mir leid“ in mein Ohr flüsterte, die Wohnungstür schloss und nicht wieder zurückkam. Du sollst wissen, wie auch dein Geist mich hier ständig beobachtet hat, wenn deine alten Freunde mir auf die Schulter klopfen und sagten, ich würde irgendwann werden wie du: Held einer gescheiterten Revolution.

Ich werde diese Geschichte aufschreiben, dir und meinem kleinen Bruder, der gerade nichts ahnend auf seinem Autoteppich sitzt. Damit er weiß, wessen Vater sein Vater noch war, damit er schätzen lernt, wieviel Zeit und Liebe er von dir bekommen hat.

Fast so unmöglich, wie jetzt damit anzufangen „Papa“ zu sagen, ist es für mich, hier „Ich“ zu sagen. „Papa“ klingt nach dem Aussprechen falsch, „Ich“ löst vorher ein Stocken, einen hohlen Schmerz, einen Muskelkrampf in der Zunge aus. „Ich“ war ich nicht, „Ich“ war immer ein anderer, erst recht jetzt. Ich werde also so tun als sei dies nicht meine Geschichte. Ich werde permanent lügen, nichts stimmt, Murat, aber jedes Wort ist wahr.

Auf dem einzigen Foto, das ich von dir habe, trägst du eine dicke goldene Brille über dem Schnauzer und unter dem linken Augen, zwischen Bart und Brillenbügel, sitzt ein Leberfleck. Du bist versunken in einer Ledercouch, hast eine Kippe im Mundwinkel und Aylin auf dem Schoß. Sie lacht, kitzelt dich, während du versuchst mit Serkan Amca, der dir glatzköpfig gegenüber sitzt, elli bir zu spielen. Mama ist nicht auf dem Foto, wahrscheinlich ist sie aufgestanden, hat ihren Kugelbauch in die Ecke des engen Zimmers geschoben und das Foto geschossen. Anders als Serkan Amca, der entspannt lächelt, ignorierst du die Kamera. Oder tust zumindest so. Trotz der dicken Brille hältst du dir die Karten direkt vor die Nase. Du wolltest nicht, dass dein Gesicht erkennbar ist, nicht wahr? Du spürtest da schon, dass du weg sein wirst, noch bevor der Film entwickelt ist, und wusstest nicht, welchen Blick du mir hinterlassen sollst. So wie auch ich dir jetzt kein Foto hinterlassen will. Stattdessen also beschreibe ich mich: Dein Sohn hatte dicke, schwarze Locken, genau wie seine Mutter und seine Schwester. Eigentlich hatte er eine hohe, klare Stirn. Erst seit Beginn der Kortison-Therapie ist sie übersät mit eitrigem Ausschlag, der sich über den Nacken bis auf den Rücken ausbreitet. Wenn er sein schmales Gesicht in den blonden Locken seiner Freundin vor der Welt versteckte, sagte sie immer, sie kann das Uhrwerk hinter der Stirn rattern hören. Er hatte kräftige Augenbrauen, ein bisschen wie der Nike-Swoosh, und darunter die Augen seiner Mutter, nur noch dunkler, fast schon schwarz, tief im Gesicht liegend. Dein Sohn hatte deinen schmalen Mund, die dünnen Lippen. Und er hatte wie du einen schwarzen Fleck unter dem linken Auge. Sein Vatermal. Manchmal blitzte ein verschmitztes Lächeln über sein Gesicht. Immer wenn sie sich heftig gestritten hatten, nannte es seine Freundin sein bestes Argument.

Während er diese Sätze vor dem Badezimmerspiegel spricht, probeweise, um sie aufzuschreiben, verdeckt sein Zeigefinger das Vatermal. Er fragt sich, wie sein Gesicht ohne diesen Fleck aussehen würde. Als er den Finger aus dem Gesicht nimmt, ist der Fleck nicht mehr da. Er klebt an seiner Fingerkuppe. Arda holt Luft, schließt die Augen und pustet ihn weg.